



Der Anwalt der Tugend.

Skizze von Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Kurz nachdem die Russen das kleine ruthenische Dorf besetzt hatten, gingen die Soldaten in die Häuser, um zu requirieren.

Der Bauer Andreas bemerkt eine elende Hütte hoch oben auf dem Berge, und zu ihm verlegt sich nur ein simpler Gemeiner, der mit einem Stück die Türe aufstieß, schnellen Blickes das armenliche Inventar musterte und fragte:

„Bauer, was hast du da?“

„Nichts“, erwiderte ätzernd Andreas, „Euer Hochwohlgeboren, gar nichts!“

„Kein Vieh?“

„Nein, Euer Hochwohlgeboren, kein Stiefel!“

„Keine Henne, keine Gans, keine Ziege?“

„Gar nichts“, beharrte demütig Andreas.

Da hob der Soldat wütend die Faust, um nach dem Bauer zu schlagen.

In diesem Augenblick kam aus einer versteckten Ecke ein heller weiblicher Schrei.

„Gib“, sagte der Soldat, „was ist denn das?“

Und er ging in die Ecke und zerrte aus ihr ein Mädchen hervor, das kaum 16 Jahre alt, von großer Schönheit war.

„Euer Hochwohlgeboren“, fluchte der Bauer, „es ist meine Tochter!“

Der Soldat sah ihm unter gemeinem Lachen ins Gesicht. Bei der hellen Jungfrau, „sagte er, „da du gar nichts hast, das du mir geben könntest, so nehme ich mir diese da, die Kleine!“

Und indem er den verzweifelten Bauer einen Tritt in die Beine versetzte, umfachte er die Schreiende und trug sie, die sich vor Schreck kaum wehrte, aus dem Hause.

Andreas lief zu dem Dorfältesten, dem Bauer Philipp, und berichtete weinend was ihm geschehen war.

Philipp irisch sah den Bart und dachte lange nach.

„Teufel“, sagte er dann, „wie konntest du auch ein Mädchen, das so schön ist, nicht besser verstanden! Sieh unsere Tonitschka an! Es gab keinen der Verlangen nach ihr hatte!“

Er wies auf die etwa zwanzigjährige Magd, die stumpfsinnig am Ofen hockte und einen Anblick darbot, der in der Tat besänftigend war, aber abzuwenden als anzuziehen.

Denn sie war grundhäßlich.

Aber schon kam dem Vater Philipp eine Idee.

„Warte“, sagte er und lächelte Andreas prüfend an, „ich möchte einen Weg, über meine vor allem nicht mehr, Dummkopf, sondern hier mich an!“

Er klüfferte lange mit Andreas und hatte offenbar Mühe, ihm das klar zu machen was er meinte.

„Immerhin gelang ihm dieses schließlich.“

„Bruder“, sagte Andreas, und in seinen stumpfen Augen flackerte so etwas wie ein Hoffnungsschimmer auf, „wie bist du flug! Wo was das gefangen! Aber ich habe Furcht...“

„Furcht?“ Handelt es sich nicht um dein Kind, du Memme?“

„Ja“, gab Andreas zögernd zu.

„Wirst du es in den Händen dieses Menschen lassen?“

Da zerrte Andreas, als sei ihm dieser zu eng, an dem Kragen seines Hemdes und sagte in plötzlicher Entschlossenheit:

„Bruder, du hast recht. Ich habe keine Furcht mehr. Komm, laß uns gehen!“

Und sie ergriffen beide ihre Mägen und nahmen den Weg zu dem Gebäude, in dem der Kommandant der Russen, ein Hauptmann, sein Quartier hatte.

Diesem Hauptmann trug der Bauer Philipp, der der Rebe kundiger war als Andreas, den Tatbestand in ebenso einbringlichem wie unterwürfigem Tone vor, indem er sich auf den Gehsinn der russischen Oberen berief, der nicht dulden würde, daß ein gemeiner Soldat in so roher Weise mit einem jungen unschuldigen Mädchen verfähre.

Der Kommandant hörte zunächst völlig teilnahmslos zu, zeigte sich dann aber mit einem Male interessiert.

„Was jagst du? Ein junges Mädchen?“

„Ein junges Mädchen, Euer Gnaden. Dieses ist der Vater.“

„Wie alt?“

„16 Jahre, Euer Gnaden.“

„Wie sieht sie aus?“

Der Dorfälteste führte betuernd die Hand an die Brust und antwortete:

„Wir haben keine im Dorf, die schöner wäre, Euer Gnaden!“

Das Gesicht des Hauptmanns rötete sich.

„Vor Jörn? — Vor Eifer?“

Jedenfalls war er ein paar Zeilen auf ein Blatt Papier, überreichte es dem Dorfältesten Philipp und sagte:

„Hier mein Befehl! Gehet sofort und bringet mir das Mädchen! Weh dem, der ihr was tut!“

Und damit waren die beiden entlassen.

Der Bauer grünte draußen übers ganze Gesicht.

„Komm, laß uns eilen“, sagte er zu Andreas, „Diese Russen sind doch dumm. Sobald wir erst deine Tochter haben, dürfen wir laufen!“

Sie hatten Glück.

Schneller als sie erwartet hatten, fanden sie das Mädchen, das der Soldat, kaum daß ihm der Befehl des Kommandanten klar gemacht worden war, ohne Widerrede herausgab.

Und lo eilten sie mit der Schönen in das Haus des Bauern Philipp, wo sie sie gut versteckten.

„Komm Tonitschka!“ rief Johann der Dorfälteste seine häßliche Magd an, „ein hoher Herr wartet, um dich zu sehen!“

Die Magd zeigte verständnislos ihre schwarzen Zähne.

„Ein hoher Herr?“

„Ja“, lachte Philipp, „bei dem du vielleicht dein Glück machst! Schnell, Mädchen komm!“

Und man ging zum Kommandanten.

Der Dorfälteste neigte demot sein Haupt, führte Tonitschka an der Hand und präsentierte sie dem Russen.

„Hier, Euer Gnaden, das Mädchen, dessen Vater, Euer Gnaden gemordet sind! Und hier der Vater, der bittet, Euer Gnaden den Kopf küssen zu dürfen!“

Es entstand eine lange Pause, in deren Verlauf der Hauptmann keinen Ton von sich gab.

Und wieder rötete sich sein Gesicht.

„Vor Jörn? — Vor Freude?“

Jedenfalls fluchte er diesmal überaus kräftig, spuckte aus und ließ Philipp wütend an.

„Dieses ist das Mädchen?“

„Ja, dienen, Euer Gnaden. Und hier ist der Vater.“

„Ja, ich bin der Vater“, flücherte ätzernd Andreas und beugte sich nieder, um dem Hauptmann den Koffraum zu küssen.

Tonitschka aber war verlangende Blicke auf den hohen Herrn.

„Auf“, führte der Kommandant, „und von diesem Scheusal saget Ihr Döhen, daß das ein Mädchen sei, welches schön ist!“

Abermals führte der Bauer Philipp betuernd die Hand an seine Brust.

„Euer Gnaden, wir haben keine im Dorf, die schöner wäre!“

Der Russe maß das Mädchen verächtlich, spuckte ein zweites Mal aus und sagte:

„Dirne, dreh dich um!“

Und also von ihrem Anblick befreit, wandte er sich um und sagte:

„Ihr seid zwar nur dumme Bauern und verdient nicht, daß man sich euer annimmt. Wenn ich es trotzdem getan habe, so erkennt daran, Dummköpfe, daß ich ein Herr bin, der immer bereit ist, sich um die Tugenden der Tugend zu machen. Gehet jetzt nach Hause und verstedet, das sage ich euch, daß dieses Mädchen! Daß ich es nicht mehr sehe!“

Und wieder fluchte er und murmelte:

„Welches Scheusal!“

Daheim hatte der Dorfälteste Mühe, seine Magd zu trösten.

„Tonitschka, meine nicht“, sagte er zu ihr, „Wenn du auch nicht schön bist, so bist du doch immer noch viel zu gut für diesen Herrn, der noch nicht weiß, daß man vor der Tugend, zu deren Anwalt man sich macht, nicht auspflückt! Und der, wenn du auch dumm bist, dich in deiner Dummheit doch übertrifft!“

Das kannst du nicht mehr!

Eine ernsthafte Betrachtung von Hans Arnold.

(Nachdruck verboten.)

Ich sah vor einigen Tagen im Erstfrühlingstaum eines Markenshutes und beobachtete so halb im Gebanten die verächtlichen Persönlichkeiten, die meinen vorübergehenden Aufenthalt teilten und wie Erscheinungen im Spiegelbild einer Laterna magica kamen und wieder verschwand.

An einem Tischchen neben mir hatten einige Damen Platz genommen, von denen besonders die eine mich auf den ersten Blick interessierte. Es war eine alte, einfache, aber höchst sorgfältig gekleidete Frau, in deren lebenswürdiges, sanftes Gesicht das Leben mit seinem mächtigen Griffel schon ein Netz zahlloser, seiner Fäden und Knäueln hinein-schraffiert hatte. Aber aus diesem alten Gesicht sahen zwei blaue Augen noch mit einer gewissen, rührenden Frische und Klarheit in eine Welt hinein, die ihr, und der sie anscheinend noch immer allerlei zu sagen hatte! — Ihre beiden Begleiterinnen waren große, höchst modern gekleidete, elegante Damen. Welche schienen mir nicht so recht zu der Mutter — denn ihre Mutter war die alte Dame augenscheinlich — zu passen; ich kann selbst kaum sagen, warum ich diesen Eindruck hatte.

Ich hörte aber, wie die eine der beiden Töchter zu der andern sagte: „So, Karoline, nun wollen wir uns noch die Ausstellung der Biedermeiertuppen ansehen, die sollen so besonders reizend sein!“

In den Augen der alten Dame leuchtete eine wahrhaft kindliche Freude auf: „Ach ja, ja!“ rief sie eifrig und pflichtfertig, „die möchte ich auch so gern sehen!“ und sie erhob sich schon, wenn auch ein wenig steif und mühselig von ihrem Platz, „Nein, nein, Mutter, das laße nur!“ erwiderte die eine der beiden Töchter mit etwiger Ungebund im Ton, „du wirst dann wieder müde, und wir müssen alle drei umkehren — das kenne ich schon! So etwas kannst du doch nicht mehr!“

Die alte Frau ließ sich langsam auf ihren Stuhl zurück-sinken. Sie antwortete keine Silbe — aber ihr Gesicht, das eben noch in harmloser Fröhlichkeit getraucht hatte, wurde ganz still. Es war, als ob über einem freundlichen Land-

schaftsbilde die Sonne plötzlich untergegangen wäre. Die beiden eleganten Töchter rauchten plaubernd und lachend davon — keine von beiden wandte auch nur den Kopf, um der alten Mutter noch einmal tröstlich zuzunicken. Die ich und stiftete ihnen ernsthaft nach, sie nickte ein paarmal mit dem Kopf, dann sah sie still und geduldig vor sich hin, sah wie ihr langsam eine Träne über die Wangen lief, die sie, wie über sich selbst bestürzt, schnell abtrocknete und sich ängstlich umgab, ob sie auch niemand beobachtet hätte.

Ich mußte weiter und konnte nicht, wie ich es so gern getan hätte, mit einem Wort des Verständnisses und der Sympathie das kleine, goldne Fröhen zwischen uns knüpfen, das sich oft in ein paar Augenblicke webt. Ich konnte sie nur im Vorübergehen so liebevoll anbliden, wie mir „umte war.“ Sie schen mich ganz gut zu verstehen, denn sie nickte mir mit einer wehmütigen Freundlichkeit zu, die mir tief zu Herzen ging.

„Das kannst du nicht mehr!“ Diese Worte klangen mit dem ganzen Tag nach, ich würde sie nicht los, wo ich ging und stand, und sie veranderten sich in meinen Augen in kleine, höhnliche Dämonen, die dem Alten, dem Krastlosen, den sonnenigen Bilder, die ihm den in die Nacht herüberdämmern den Abend noch ab und zu erhellen möchten, einen mißfarbenen Schleier ziehen! Diese Dämonen verunkelten hier einen freundlichen Augenblick — trübten dort eine unschuldige, kleine Freude und stehen an jeder Wegbiegung mit häßlichem, warnendem Krächzen: „Weibchen stehen — lehre um — das kannst du nicht mehr!“ Es ist mir schon des öfteren aufgefallen, wie Menschen, teils aus Herzensgüte, teils aus unbedingtem Egoismus, der ja das Kennzeichen und bis zu einem gewissen Grade das Recht der Jugend ist, alte Leute heftig lächerlich — oder auch furchtbar! Wie sie ihnen die eigene Kraft, die eigene Lebensfülle unter die Augen halten, gleich jenen Krächzern, nach denen der ver-schmachtende Zantalus zu greifen verurteilt war, ohne sie jemals erhalten zu können!

Es ist ja der Welt Lauf, daß alle Menschen auf das Besten angewidert sind, und es ist in mancher Weise gar nicht so schwer, „die Augenposten einzuschießen“, wie es sich die Jugend denkt. Die nachfolgenden Kräfte sprechen schon ganz ungetragt und ganz von selbst ihr mächtiges „Heil!“ wenn man dieses oder jenes noch tun, sehen oder genießen möchte! Aber es heißt auch hier wieder: „Daß ich trag Todes-wunden, das ist der Menschen Tun — Natur liegt nicht ge-lunden, sie lassen mich nicht ruhn!“ Die Natur nimmt uns Alten klar, unerbittlich, aber oft auch mit sanfter Hand eins nach dem andern — sie zeigt uns die Welt in der schleier-blauen Beleuchtung des Spätherbites: „Stehst du, mit Laub und Blumen, mit Früchten und Grashalmen made ich es ebenso, wie mit dir — der Sommer geht zur Ruhe — aber der Winter kann auch noch ganz still und gemächlich werden, bis alles eingeschlafen ist, mit du mit allem — Steht aber ein Mensch neben mir, der unablässig sagt und erinnert: „Das ist nichts mehr für dich — das laße nur — das können auch alte Leute nicht mehr!“ oder, wie es selbst erlebte, daß eine Tochter, gar nicht aus böser Meinung, sondern aus einander, egoistischer Gebantenlosigkeit in Gegenwart und Hörweite ihrer alten Mutter sagte: „Nein, ich möchte nicht alt werden! Ich denke mir es zu entlich, alt zu sein. Was hat denn so ein alter Mensch noch Leben?“ — bei solchen Anlässen fragt man sich unwillkürlich: „Was sollen und was bedeuten solche Ausprägungen?“ Der was soll man denn dazu sagen, wenn ein alter Herr, eine alte Frau die gleiche Gesichts-zwei bis dreimal erzählt und eine Tochter oder Enkelin sie mit den Worten unterbreicht und behauptet: „Ja, ja, die Geschichte hast du vor einer Viertel-jährde schon einmal erzählt.“ Wie oft mußte bei solcher Gelegenheiten ein gequälter, gebemühter Zug über solch ein Gesicht, der dem, der ihn hervorbringt, vielleicht später ein bitterer Stachel sein wird, wenn sich die Augen geschlossen haben, die ihn so ängstlich ansehnen! Wozu den Alten immer wieder daran erinnern, daß er alt ist — daß er „nicht mehr

„Tann“, wie er sollte und möchte? Wer alt ist, merkt es schon ganz von selbst.

Er merkt die schwindende Sehnt, die nachlassende geistige Fähigkeit — und für mich hat das Anklamern an die Jugend im guten Sinn etwas Unbehaglich-Ergreifendes! Wen rührt es nicht, wenn ein Greis — eine Greisin — sich fest auf der Höhe zu halten — wer fest nicht bewegten Herzens die Glückseligkeit mit

en, die ein alter Mensch empfindet, wenn er eine fürchterliche Weisung noch vorbringt — wenn ihm eine seltene Schönheit

flücht, „O ja, das tann ich noch!“ Diese Worte haben in sich schon ein Karbols für den, der den Unterton darin hört. In es manchmal ein Selbsttäuschung, eine freundschaftliche Illusion, so schadet sie doch niemand! Solche Illusion macht den engen Raum, in dem sich der alte Mensch mehr und mehr bewegen muß — körperlich und geistig — freundlich wie ein

später Sonnenstrahl! Solche Selbsttäuschung schmückt ihm das kleine Zimmer nicht nur mit den Erinnerungen vergangener, schöner Zeiten — nein, auch mit den frischen Blumen der Gegenwart und zeigt ihm auf Schritt und Tritt:

„Du gehörst noch dazu, du bist noch bei uns — wir wollen dich noch, wir brauchen dich noch.“ — Wie wie oft wird die Geschwätze, die über den Urgrasopater eben nur als ein Lieberrecht betrachtet, den man duhet, aber er eben noch da ist — aber dessen Anrechte und dessen beschiedene Bitten um seinen kleinen Anteil am Leben man ungeduldig oder ironisch beiseite schiebt. Es ist ja gewiß schwer, den rührenden, federnden Schritt, mit dem die Jugend durch die Welt läuft, dem schiebenden, müden Gang des Alters hier und da zuzupassen — es ist schwer, gleichgültige Bemerkungen, kleine, launige Dummheiten, über die ein ganzer Kreis lacht, in das raube Ohr des alten Vaters oder der alten Mutter zu bringen

— Erst im Verlaufe eines Jahres merkt man, wie wenig Dinge, die wir sagen, wert sind, wiederholt zu werden!“ hat ein sehr kluger Mann geschrieben. Aber gerade diese Kleinigkeiten in der Unterhaltung, diese glühenden Fünften der Augenblicksbemerkung machen ja das Gespräch reizvoll! Wer sie entdecken muß, wer man gleichsam immer nur die großen Antriebe, das Gerippe der Konversation zeigt, der hat wenig Freude daran und führt nur immer: „Da sitzt ein süßiger Kreis zusammen, und ich tann nicht mehr mit!“

„Ich habe in diesem Augenblick in Gedanken das stille, geduldige Gesicht meiner lieben Mutter, die alle ihre letzten Jahre in so viel ganzlicher Taubheit verlebte! Wenn aber ein größerer Kreis zusammen war und fröhlich lachte, dann lachte sie immer mit — und wenn ich sie dann fragend ansah, dann nicht sie mir mit einem resignierten, liebeswürdigen Lächeln zu, aus dem ich sah, was sie mir allein auch aussprach: „Ich habe nichts verstanden — aber warum sollte ich auch denn den Spak verberden?“ — Was für ein Heldentum des Alters liegt in solchen Siegelgeden! Und niemand von uns hätte sie daran erinnern mögen, daß sie nicht mehr hören wie in jüngeren Jahren.“

„Nein! Umgeben wir unsere Alten nicht mit plumper Fürsorge, die ihnen auf Schritt und Tritt mit ungeduldiger Warnung zuruft: „Laß das — du tannst das nicht mehr!“ und oft — nur zu oft sie durchfühlen läßt: „Und wenn du dich unternimmst, haben wir die Mühe und die Plage davon.“ Nein! Zeigen wir ihnen auf Schritt und Tritt, bis in die kleinste Kleinigkeit: „Das tannst du doch — trau dich das zu, und unternehm jenes — komm mit uns, wenn wir Spazierengehen — begleite uns ins Theater, wenn du einmal nicht alles verheißt, wollen wir dir schon einhelfen — wir hören auch nicht.“

Über einen Haßjäger gegen das Alter haben wir, wie die Jugend mit dem Alter sprechen soll, der alte in „Werthers Leben“ die Stelle nach, wo Lotte dem ersten Mann zuredet, und ihn zu zerstreuen sucht! Die jagte nicht zu ihm: das tannst du nicht mehr! Aber wozu soll ich das wiederholen? Wer den „Werther“ kennt, weiß, was ich meine — und wer ihn nicht kennt oder doch nicht genau kennt, dem bin ich viel zu gemogen, um ihm nicht den Genuß zu gönnen und anzuraten, das Buch scheinlich zu lesen — oder wieder zu lesen! Vielleicht geht dann mandem ein Licht darüber auf, wie man alte Leute erschrecken soll, und sie werden beim nächsten Male sagen: „Das tannst du noch!“ — und nicht mehr gedanklos mit dem: „Das tannst du nicht mehr!“ ein altes Herz verunden, das seinen Rummer still trägt, in der Einsicht, daß ihn die Jugend ja doch nicht versteht und nicht mit ihm fühlt!

Thea.

Skizze von Fritz Brandt.

(Nachdruck verboten.)

So gegen zehn Jahre wohnte nun der Privatgelehrte Dr. Hans Amberg draußen vor der stillen kleinen Stadt. Selten besah man den stämmigen Mann mit der hohen Degenfrisur zu sehen. Wenn er aber des Weges kam, dann wich man ihm gerne aus. Man wußte es ja, er war ein unretendlicher Herr, der von niemandem angeprochen sein wollte.

Wo der breite Strom sich durch eine kleine Bergwelt schlängelt, hatte er sich ein Haus gebaut; er hielt sich einen irgendwo hatte er ihn von seinen Reisen mitgebracht. Die irgendwo hatte er ihn von seinen Reisen mitgebracht. Die hatten ihn weit in die Welt hinausgeführt. Er kannte die Eisberge von Grönland ebenigut wie die heiße Sahara im Norden Afrikas. Das Ergebnis dieser Weltreisen verarbeitete er dann in der stillen Weltabgeschiedenheit.

Aber auch allerlei Gezier führte er von seinen Reisen mit heim. Das trug viel dazu bei, daß man sein Haus liebte, daß man sogar allerlei Spitzgeschichten von ihm erzählte. Oft wollte man sonderbare Gestalten in der Abenddämmerung um das Haus haben scheinlich sehen. Sals Mensch, halb Tier. Dies mag nicht ganz; sals gemein sein. Affen aus dem Innern Afrikas waren es, die einen unzulässigen Spaziergang machten, bald aber wieder von ihrem Wärter eingelangten wurden.

Hans Amberg aber suchte aus seinerzeit nicht den Umgang mit Menschen. Er lebte in seiner Einsamkeit, machte zoologische und biologische Studien und kümmerte sich nicht darum, was in der kleinen Stadt vorging. Möchten ihn doch seine Mitbürger für einen Sonderling halten! Was brauchte er auch die Menschen. Wie trefflich konnte er sich doch mit seinen Tieren unterhalten. Sie kannten ihn alle; die Affen, die bunten Vögel, selbst die Kröten glöhten ihn vertraulich mit ihren großen Augen an, wenn er ihnen das Futter reichte.

Dann hatte er ja auch Thea — seine Lieblingsgüldin. Im Körperbau mehr Wolf als Hund. Mit treuen klugen Augen. Wie prächtig konnte er doch mit ihr plaudern, wenn sie zu seinen Füßen lag oder ihn auf seinen einsamen Spaziergängen am Strom entlang begleitete.

Wenn er so abends von der Arbeit zurück, dann wußte Thea genau, nun kam das Flußerfröhen; dann legte sie

ihre rüstigen heißen Pfoten auf seine Knie und schaute ihn mit den großen Augen an. Das bedeutete: Du fang an ...

Ganz sonderbare Geschichten erzählte er der aufmerksam lauschenden Thea. Die schmeckte den Kopf fest an ihn und hob ihn nur hoch, wenn ihr Herr das gewisse einmal aufseufzte.

Als Geschichten aus der Jugend erzählte er. Von einem letzten Studenten, der den Professor fröhlich schwam und lustig, Pfänder lara. Von fröhlichem Wandern durch Feld und Wiesland.

Dann nahm er wohl auch ein rotes Tischlein aus dem Silberbesteckenen Kästchen ...

So oft er das aber tat, geschah etwas Sonderbares. Da hob Thea den Kopf, die Augen funkelten ganz eigenartig; erst war ein leises Knurren vernehmbar, dann aber schlug das Tier laut an und sah sprunghaft, als drohe dem Herrn Gefahr.

Der aber lächelte ein mildes Lächeln, legte seine rechte Hand auf Theas Kopf und sagte nur: „Daß ab.“

Und Thea war losam. In hübschiger Treue legte sie sich zu seinen Füßen und folgte aufmerksam den Bewegungen des Herrn.

Der nahm dann wohl ein Bündel aus demselben kleinen Kasten, löste das blaue Band, das sie umschlang und sah und las, bis der Morgen graute.

Und Thea lag und wachte neben ihm.

Das war so in den Novembertagen. Da stieg im Gaitshof zum „Goldenen Hirsch“ eine Dame ab und fragte nach der Wohnung des Privatgelehrten Dr. Amberg. Wie ein Kaufmann ging es durch die kleine Stadt. War es doch ein Ereignis für die Spielführer und Strickstrumpftanten.

Um demselben armen Siebentage zog die Dame die Glode an Dr. Ambergs Tür. Der sah oben in seinem Arbeitszimmer und erzählte Thea eine seiner sonderbaren Geschichten aus vergangener Zeit. Auch das rotebende Tischlein lag neben ihm auf dem Tisch.

Und Hans Amberg erzählte: „So bin ich ein stiller Mensch geworden, weil ich die Menschen haßte. Weil sie mir tann alles, was Schönes, Großes, Edles in meiner Seele schlummerte. Die Menschen haben es mir geraubt? Nein doch, Thea ... nur eine hat es getan. Ja, ja, schau mich nur an, du Treue, deinen Namen trug sie, Thea ...“

Da Kopfte es an der Tür. Der Diener trat ein: „Gnädiger Herr, eine Dame wünscht Sie zu sprechen.“ Hans Amberg fuhr auf, so heftig, daß der Silberkasten zur Erde fiel.

Kopf tonlos kam es von seinen Lippen: „Eine Dame?“ Dann aber straffte sich seine Gestalt; plötzlich hand da ein harter Hüte.

Und der ging mit festen Schritten der Dame entgegen, die ins Zimmer trat.

Eine schlanke Erscheinung, die wohl einmal sehr schön gewesen war. Das blonde Haar stand ihr noch prächtig zu den bleichen Zügen. Rief Schmerz lag darin. Der fand keine Worte. Wortlos strahlte sie ihm die Hand entgegen. Er aber lächerte sie an: „Rühr mich nicht an, die Stätte ist heilig hier. Es ist mein Reich, das ich mir geschaffen, ohne dich, damals als du mit mir gingst, nicht an meine Liebe wartete darauf, um es dir zu sagen, was du in mir getriebe, was du in den Staub getreten hast. Wo einst heilige Liebe feimte, wohnt der Saß.“

Das kam leuchtend von seinen Lippen. Dann fuhr er ruhiger fort: „Und nun geh, geh von der Stätte, die für mich keinen Raum hat. Hier wohnt das Versehen.“

Mit einem Schritt trat da die schlanke Blondine an den Tisch, rief nach dem rotbenden Tisch. Ein wildes Rachen lag auf ihren Lippen: „Versehen? Auch das? Der Liebe erstes Band ...“

Da schrie Hans Amberg wild auf. Nur ein einziges Wort voll hob und Rut: „Thea ...“

Und in diesem Augenblick geschah etwas Furchtbares. Da sprang das Tier, das mit lauernden Fäden neben seinem Herrn stand, auf und mit einem Satz der Schlundrinne an den Hals. Sie stürzte ... fiel mit durchlöcherter Kehle zu Boden. Tot.

Hans Amberg stand neben der Leiche. Seine Äugle waren sah. Kein Wort kam von seinen Lippen. So blieb er noch einige Minuten. Dann strich er dem Tier, das der schrecklichen Tat wohl unbewußt, eine Liebkosung erwartete, mit der Hand über das weiße Fell. Ein kurzer Befehl kam über seine Lippen: „Nun hatte treue Totenwache ...“

Da legte sich das Tier neben die Tote. Sein Nis folgte dem Herrn, der Hut und Mantel nahm und das Zimmer verließ.

Kneuzigere Augen folgten ihm. Und die Menschen wunderten sich, daß er so einladend den Weg am Strom entlang nahm, obwohl er doch eben Damenbeisch empfangen hatte.

Er kehrte von diesem Wege nicht mehr zurück.

Neben der Toten fand man einen wilden Wolf, den man erst durch eine Kugel töten mußte, ehe es möglich war, die Leiche zu entfernen.

Sprachecke.

Das Ei des Kolumbus? Wie ein Kaufschilling aus Geldst traf es mich, was ich kürzlich zum ersten Male und dann allmählich mit immer größerem Entzissen lesen mußte: „Früh“, „Schöff“, „Monsieur!“ Ist es zu glauben? Ganz offensichtlich französische Wörter will man mit einem Kniff unverständlich machen: man zwingt sie in das Gewand deutscher Schreibweise und meint, damit wunder was Gutes für die Verdachtsung getan zu haben! Aber — o Sohn! — diese Wörter, diese Lausenden finden sich gar nicht in der Verleibung; sie haben heraus; ihre Gebärden, ihre Sprache, ihre Art bleibt weißlich! Denn wo haben wir im Deutschen die Erbung — ür? Das ist daher meine heimliche Schadenfreude: unsere Muttersprache ist holper und fehlerreicher als wir selbst. Sie möcht sich empört gegen die Schriftwörter; sie schlägt ihnen die Tür vor der Nase zu. — Oder sollte dieser Kniff das Ei des Kolumbus sein? Wozu also all die Anstrengung, das Uebersehen, das Uebertragen, das mühselige Suchen nach guten deutschen Wörtern, das ganze Kopferbrechen? Schreiben wir doch von jetzt ab einisch Scharlatane für Metzger, Fortsee für Förstner, Rentree für Rentner, Kainme für Halstuch, Kuhweh für Gekoh, Loidise für Wohnung und nach obigem Muster Maßler für Unglück, Todter für Koch oder, um es noch einfacher zu machen, da Kürze beim Bedeutungs Trumpf ist, für Buttler Köh, für Schwärzer Sör — so können wir uns um die deutsche Kultur!

H. Triepel, Berlin-Grünwald.

Zeisskoffie.

Das war jüngst in der Elektrifizierung. Eine jüngere verheiratete Frau mit einer älteren im Gelehrn über Dinge, die sich Frauen zu erzählen in dieser Zeit: wie die Mutter immer leiser wird und das Aftelich auch, was man für Pakete ins Feld schickt hat und was jeder selbst herumbrutet ist. Ein Quatsch steht dabei, hat sich auf'm Ohr einen Selim und um die Hüften einen Sabel. Am, denkt man und lächelt dem Verleser freundlich zu: So ist's recht. Deutlicher Sohn einer deutschen Mutter. Vielleicht steht gar der Vater im Felde gegen die Engländer. Und dann steht man in seine Zeitung und liest weiter. Rüstlich schwimmt einem im Ohr ein sonderbares Wort, das sich so anhört: Zeisskoffie. Was ist das? denkt man so mitten im Lesen, und woher kam es? Da erntet es wieder, recht laut, recht breit gequ coast und albern: Zeisskoffie. Aha, denkt man, das ist ja wieder einmal ein alter Bekannter, lo ein heimlicher englischer Spion, der sich seit dem Kriegsausbruch hier und verbergen hat und nun herausgegriffen kommt. Nichtig lächelt er sich nämlich: five o'clock tea. O, denkt man, deutsche Frau, das ist natürlich nicht hübsch von dir, das du diesem englischen Rüstchen noch ein Selim bei dir gewährt hast. Aber dann ärgert man sich gemaltig, über sich selber nämlich und seine Wohlergehenheit, die es nicht fertig bekommt, aufzuweisen und zu sagen: Verehrte Frau, dieser Zeisskoffie ist ein recht dummer, dreister englischer Bengel. Wollen Sie ihm nicht sogleich den Laufpaß geben, — wenn aus keinem anderen Grunde als aus dem, daß Ihr lieber Keiner mit dem Bengel keine Freundschaft schließt? Jean Ewerting, Berlin.

Gedankenlosigkeit.

Wenn das Kind über etwas ganz Vernünftiges lacht, das ihm ungewohnt ist und deshalb „komisch“ vorkommt, so halten wir ihm das zugute, weil dies Zeichen harmlos und unschädlich ist; lacht es aber über das Gebahren eines Mitmenschen, so verweisen wir ihm das mit Recht. Spott ist nicht am Plage, wo des anderen Mangel unser Mitleid erregen sollte. Und doch verhalten sich viele Erwachsene, die das Kind wegen solcher Gedankenlosigkeit tadeln, ganz ähnlich. Oder was ist es anders als kindliche Gedankenlosigkeit, wenn gebildete Leute sich über fassliche Ausdrücke oder Schreibung von Fremdwörtern bei dem einfachen Mann aus dem Volke lustig machen? Der französische oder griechische Ausdruck, dessen Ursprung dieser nicht kennt, ist ihm lediglich eine Wortmarke, die er von anderen übernimmt, und er schreibt oder spricht ihn, so gut oder so schlecht, er es vermag. Wer hat ein Recht, darüber zu lachen? Kann jener doch für die Fehler, die er macht, ebensowenig, wie der arme Krüppel für den Budel, wegen dessen ihm die Kinder auf der Dorfstraße nachlaufen und ihm Spottworte zurufen. Mag er also statt Barterre Badäth sprechen, statt Duxem Uhem schreiben, mag er Gausur und Coiffeur verwechseln, patriotisch und paritätisch, Krematorium und Konseratorium, Zeulleton und Zanteule u. a. m. — es ist nicht seine Schuld, wenn er nicht so „gebildet“ ist wie wir (lieber Himmel, die Kennntnis ausländischer Wörter „Bildung“), und so sollten wir nicht darüber lächeln oder wipeln, sondern lieber bedenken, daß wir selber an seinen Verdröhungen schuld sind, indem wir Ausdrücke gebrauchen, die er nicht versteht. Anderer Leute Mängel sollen uns nicht zu Spottveranlassung — der ist hüßlich! — sondern zur Schwärzung; damit nügen wir uns um uns selbst. Bemühen wir uns, ehrliches Deutsch zu reden! Dann verstehen sie uns, und wir selbst werden, indem wir auf den Ausdruck achten, reifer und tüchtiger im Gebrauch unserer liehen Muttersprache. Palfese, Landespost i. Echl.

Preis-Rätsel.

Wandlungsrätsel.

Rätsel soll in Friede mit Hilfe von 4 Zusatzworten verandelt werden. Es darf immer nur ein Buchstabe zugefügt, fortgelassen oder verändert werden. Es soll dabei ein deutscher Volksname und ein umerischer Ausdruck Verwendung finden.

Scherzfrage.

Warum können die Engländer die allgemeine Wehrpflicht nicht einführen?

Auflösung des Bilderrätsels aus Nr. 43:

„Der Ehrer Gehot, Sieg oder Tod“

Auflösung des Suchbildes:

Es sind im gan 8 Namen. 1. ganze Figur, 2. hinter Mauer links (Gehot), 3. auf Baum (Sieg), 4. auf Baum (Gehot), 5. hinter Mauer rechts (Sieg), 6. hinter Baum (Sieg), 7. hinter Mauer rechts (Sieg), 8. hinter Mauer rechts (Sieg).

Richtige Lösungen fanden rechtsseitig ein: Aus S a l l e: Vna Sauch, Fritz Buchmann, Georg Wittne, Käthe Bretter, Charlotte Beyer, Kurt Beyer, Carl Contrah, Elisabeth Dömel, Elisabeth u. Leonore Willhorn, Gustav Grunide, Wänter Giele, Charlotte Dummel, Ilse Daener, Miese Kronenfeld, Elisabeth und Gertrud Voplin, Fritz und Carl Linde, Paul Müller, Lotte Rollman, L. Wenzel, Helmut Boretz, Fritz Räder, Herta Rohde, Hilde Riß, W. Sommer, Carl Sebastian, S. und Olga Schade, Ella Schöber, Elisabeth Schudt, Heinrich Stief, Margarete Ulrich, Fritz Weßner, Margarete Dieck, Fritz Fischer, Fritz Gerlach, Gustav Gaudis, Gertrud Kremann, Margarete Wüde, R. Müller, Gertrud Meinide, Hans Stüme, Gertrud Voigt, Martha Weßmann, Frau E. Woelke, Ernst Zuphold, Erna Schuch, Vera Stahl.

Auswärtige: Frau Hedwig Knöchlich-Jördis, Berta Schroeter-Beelen, Elise Röhr, z. St. Bodenmühlen, Alfred Raufsch-Teudchen, Frau Frieda Vaarlich-Obelien, Friede Obermann-Bitterfeld, Richard Kämpfe-Döla, Walter Sühn-Bauegall, Paul Goldsche-Verhagen, Carl Brandt-Maadeburg, Zäger Zinsler-Kaueburg, L. Zersch-Schäfer, Antonie Steger-Werleburg, Daxer Stegmann-Salungen, Max Schladt, z. St. im Felde, Unteroffizier Kurt Matthias, z. St. Carolini, Eleonora Krahle, Werburg, Albert Knopch-Robura, Otto Peter-Gieschen, Elli Gerwitz-Weinsdorf, Walter Dönike-Döthen, Wilhelm Bönick-Rebra.

Freie erhielten: Vna Sauch, und zwar: „Lichtenstein“ von Wilhelm Sauff, und Frau Hedwig Knöchlich-Jördis, und zwar: „Neues Buch der Sieber“ von Paul Sauch.

Rätsel Lösungen n müssen, wenn die Gültigkeit haben sollen, bis spätestens Donnerstag mittag in unserer Hauptredaktionsteile abgegeben sein. Die Ausschicht „Rätsel“ tragen und mit genauer Adresse versehen sein, auch entspricht es sich, das Alter des Einsenders anzugeben, damit wir bei der Auswahl der Preise die richtige Wahl treffen können.